

Helm Stierlin im Gespräch (mit Eva Jaeggi und Heidi Möller)

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

(2000). Helm Stierlin im Gespräch (mit Eva Jaeggi und Heidi Möller). *Journal für Psychologie*, 8(4), 55-60. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-28575>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Person und Wissenschaft

Helm Stierlin im Gespräch

mit Eva Jaeggi und Heidi Möller

ZUM LEBENS LAUF

Helm Stierlin, geb. 1926, in Mannheim, berichtet ausführlich über seinen beruflichen Werdegang. Seinen Schilderungen ist anzumerken, wie verbunden er mit Kollegen aus den verschiedensten Ländern ist und in welcher großzügiger Weise er diesen Verdienste zuschreibt, die andere Wissenschaftler für sich selbst reklamieren würden. Helm Stierlin berichtet daher immer wieder voll Begeisterung über die Ideen und Forschungen von Kollegen, es ist schwer, ihn auf eigene Verdienste zu bringen.

Helm Stierlin hat u.a. bei Jaspers, Mitscherlich und Weizsäcker Philosophie und Medizin studiert. Schon während des Studiums der Medizin betrachtete er vor allem die Psychosomatik nicht nur von einem naturwissenschaftlichen Standpunkt aus. Seine an Hegel orientierte philosophische Arbeit »Das Tun des einen ist das Tun des anderen« gibt schon Hinweise auf eine sich später entwickelnde interaktionale Perspektive in bezug auf Krankheit.

Nach dem Studium arbeitete er ein Jahr an der Medizinischen Universitäts-Poliklinik und ein weiteres Jahr an der Universitäts-Nervenklinik in München. Sehr früh ging er nach Amerika, wo ihn Sullivan stark beeindruckte und beeinflusste. In diese Zeit fällt auch seine Ausbildung zum Psychoanalytiker. Er arbeitete jahrelang in Chestnut Lodge, wo ihn Frieda Fromm-Reichmann begleitete. Wichtige Kollegen waren damals H. Searles und L. Wynne. Die Arbeit in Chestnut-Lodge war beeindruckend. Jeder Arzt hatte 6-7 Patienten, die er ca. 4mal wöchentlich sah. Bei diesem hohen Zeitaufwand ergaben sich allerdings viele therapeutische Fragen.

Als eine besonders interessante Zeit in seinem beruflichen Leben bezeichnet Stierlin seine Mitarbeit am National Institute of

Health in der Nähe Washingtons (NHI), wo ca. 2500 Wissenschaftler mit großzügigen Forschungsgeldern ausgestattet wurden und im Adult Psychiatry Branch unter der Leitung von L. Wynne über Familiendynamik und Psychopathologie forschten. Sein spezielles Interesse galt damals den familiendynamischen Hintergründen der jugendlichen »Runaways«. Als eine große Lehrerin am NHI bezeichnet er Margarete Singer, die den kommunikativen Rorschach kreierte. Er war so beeindruckt von ihr, daß er sie sogar zusammen mit Wynne für den Nobelpreis vorschlug.

Ein Aufenthalt in Kreuzlingen - sozusagen ein kleinformatiges Chestnut-Lodge - brachte ihn wieder nach Deutschland zurück.

Er heiratete 1965 die Schweizer Psychologin Satu Zanolli und kehrte 1966 mit ihr und der ältesten Tochter wieder in die USA zurück, wo er weiterhin mit Wynne arbeitete. Es war die große Aufbruchzeit der Pioniere: Lidz, Wynne, Watzlawick, Haley und natürlich als »Vater« der ganzen Bewegung Bateson, waren seine Freunde und Lehrer.

Ein Teil dieser Pioniere in der Familientherapie waren auch psychoanalytisch geprägt, diesen fühlte sich Stierlin damals noch besonders nahe. Er war interessiert an Gemeinsamkeiten mit der Psychoanalyse, weshalb er sich unter anderem mit den englischen Objektbeziehungstheoretikern und den amerikanischen Ichpsychologen beschäftigte. Als er 1974 nach Deutschland zurückkehrte, entwickelte er unter dem Einfluß der amerikanischen Kollegen sowie der Psychoanalyse das sogenannte »Heidelberger Modell« (Theorie der transgenerationalen Delegation, des Trennungsprozesses zwischen den Generationen).

Bis Mitte der 70er Jahre war er noch überzeugt von der Integrierbarkeit der systemischen Blickrichtung mit der psychoanalyti-

schen. Aber schließlich siegte die Systemische Sicht; er war mehr und mehr fasziniert davon, daß sich infolge dieser Sicht viele Zusammenhänge anders darstellten und Grundannahmen der Psychoanalyse fragwürdig wurden. Seit 1974 arbeitete er als Hochschullehrer in Heidelberg.

Nach seiner Pensionierung im Jahr 1991 wandte er sich wiederum mehr seinen philosophischen Interessen zu.

JFP: Sie haben zuerst analytische Familientherapie betrieben und dann sind Sie zur systemischen gekommen. Können Sie uns die Hintergründe Ihrer theoretischen Umorientierung nachzeichnen?

STIERLIN: Man kann sagen, bis 1975/76 war ich fasziniert davon, wie sich Familientherapie und Psychoanalyse zu ergänzen vermochten. Nach zwei Jahren in Heidelberg wurden indessen die Unterschiede wichtiger für mich. Bei der Psychoanalyse etwa kommt die Grundannahme ins Spiel: je schwerer die Störung ist, desto mehr ist anzunehmen, daß früh verinnerlichte Konflikte und/oder Traumata eine Rolle spielen und entsprechend mehr Beziehungsarbeit nötig ist, um dies zu bewältigen. Im analytischen Modell geht das nur über die Aufarbeitung von Übertragung und Gegenübertragung in mindestens 30-40 Sitzungen entsprechend der Grundüberzeugung, daß es einer langen Zeit bedarf um dies aufzuarbeiten. Demgegenüber steht das Systemische Paradigma, daß Änderungen der jeweiligen Motivationsdynamik nicht eine Sache der Energie sondern der Informationsverarbeitung sind. Dies ist unter Umständen mit sehr geringem therapeutischem Aufwand verknüpft, eine andere Verarbeitung und Verknüpfung wird aufgrund des Drehens der Betrachtung ermöglicht. Darin sehe ich den grundlegenden Unterschied. Diese Annahme impliziert etwa, daß ein Anstoß, der einen Unterschied in den Leitannahmen macht, sich auch auf die Interaktionsdynamik auswirkt, auf den emotionalen Impact, wobei es dann unter Umständen sehr

schnell zu abweichungsverstärkenden Prozessen und damit zu wichtigen Veränderungen kommt.

JFP: Aber das ist vor allem ein pragmatisches Argument

STIERLIN: Ja, das kann man sagen, der Pragmatismus der Amerikaner, John Dewey, stehen hier Pate. Unterschiede im System können auch einen Unterschied in der innerpsychischen Dynamik oder in den Leitideen machen und umgekehrt. Interessant war 1962 meine erste Berührung mit der Palo-Alto-Gruppe. Dort habe ich Familientherapien durch die Einwegscheibe beobachtet. So erlebte ich eine Drehung der ganzen Betrachtungsweise, womit auch eine Infragestellung der psychoanalytischen Grundannahmen einherging. Das war der Anstoß, der dann noch von verschiedenen Seiten Nahrung erhielt. Als ich dann nach Heidelberg kam haben wir zunächst noch nach psychoanalytischen Modellen gearbeitet und auch das Mehrgenerationenmodell von Ivan Boszormenyi-Nagy, der mehrfach unser Gast war, berücksichtigt. Dann kam der Umschwung durch die Mailänder Gruppe, deren Auffassungen eine Art »bombshell« darstellten. Die Bombe entzündete sich auf einem Kongreß 1975 in Oslo, der überwiegend von Psychoanalytikern besucht war. Selvini-Palazzoli hatte lange als Analytikerin gearbeitet, warf dann aber all ihr psychoanalytisches Gedankengut über Bord und berichtete über ein neuartiges Vorgehen mit nur wenigen Familiensitzungen. Das war so eindrucksvoll, daß nicht wenige psychoanalytische Kollegen wie vor den Kopf geschlagen waren. Auch mich hat ihre Vorgehensweise sehr beeindruckt, so daß ich ihr bald einmal in Mailand einen Besuch abstattete.

JFP: Sie sagten, es warf alles über Bord: das bringt uns zur Frage: was genau machte für Sie den Unterschied?

STIERLIN: Da kann ich am besten mit Beispielen operieren. Für uns, die Mitglieder der Heidelberger Gruppe, waren es vor allem die Erfahrungen mit psychotischen und psychosomatischen Klienten, für die wir

das entwickelt haben, was wir die Langzeit-Kurztherapie nennen. Dabei ist wohl der wichtigste Gesichtspunkt: in der Psychoanalyse gilt die Familie als Störfaktor für die Behandlung, wir Systemiker berücksichtigen sie dagegen ganz explizit in unseren Interventionen und versuchen sie als Resource zu nutzen. Bei Freud steht die Familie sozusagen vor der Tür, wir aber reflektieren sie auch in der Einzeltherapie ständig mit. Das ist einer der ganz wichtigen Unterschiede: die Berücksichtigung des Problemsystems, das ständige Mitdenken desselben und die sich darauf gründenden therapeutischen Empfehlungen.

JFP: Sie sehen die Psychoanalyse heute kritisch?

STIERLIN: In mancher Hinsicht: Ja. So zeigt sich mir etwa in der psychoanalytischen Konzeptbildung ein fragwürdiges hierarchisches Gefälle. So etwa in dem von Freud konzipierten Verhältnis von Es-Ich-Überich. Demgegenüber könnte man sagen: Wir Systemiker haben die Therapie demokratisiert und versuchen das in unseren Konzepten zu erfassen. In der Psychoanalyse zeigt sich der Therapeut als alleiniger Besitzer der Deutungsmacht. Er trägt zu einer Situation mit einem (für den Patienten) regressiven Sog bei. Das bedeutet, daß der Patient vom Therapeuten abhängig wird und für dessen Erwartungen eine besondere Sensibilität entwickelt. Die positive Seite dabei ist, daß sehr vieles aufgeweicht wird, aber der Nachteil ist, daß man sich nur allzuleicht in einen Kokon von Abhängigkeit und Deutungshoheit verstrickt. Ich möchte aber auch würdigen, was mir die Psychoanalyse bedeutet hat, vor allem durch die dadurch ermöglichte Sensibilisierung für eine Welt von Symbolen, wodurch unter anderem auch eine vertiefte Literaturanalyse möglich wurde.

Etwas anderes scheint mir aber bei den Unterschieden noch wichtig: nämlich, daß der Systemiker ein Bewußtsein dafür zu entwickeln versucht, daß alle unsere Beobachtungen, Erklärungen und Bewertungen vom

(vorgegebenen und jeweils konstruierten) Kontext abhängig sind und daß unterschiedliche Kontexte somit Unterschiedliches erbringen. So ermöglichte der Kontext der analytischen Zweierbeziehung eine Erfahrungsdimension, die in bisher unübertroffener Weise unser Wissen über das Innenleben bereichert, ja verwandelt hat. Dies beinhaltet eine Weise sich selbst zu beobachten und in sich selbst hineinzuhören, die ich persönlich als bereichernd empfand und die in meiner Entwicklung wegweisend wurde. Das ist die eine Seite. Auf der anderen Seite aber besteht für mich kein Zweifel daran, daß Änderungen des Verhaltens, die alle Bereiche umfassen auch durch nichtanalytische Vorgehensweisen, zu erzielen sind. Milton Erickson ist dafür immer noch das beste Beispiel. Wir müssen somit die Kontexte abwägen und die unterschiedlichen therapeutischen Implikationen berücksichtigen. So haben wir in Heidelberg das Konzept der langzeitigen Kurztherapie entwickelt., die ich nun auch im einzeltherapeutischen Setting anwende.

JFP: das heißt: in großen Abständen über längere Zeit zu intervenieren?

STIERLIN: Ja; gerade vor zwei Tagen sah ich eine Klientin, eine Frau, die seit Jahren eine massive Schmerzsymptomatik hat, die sich trotz jahrelanger kostspieliger somatischer Therapieversuche nicht besserte. Es wurde bald klar: hier liegt ein seelischer Schmerz vor, verursacht durch die Trennung von einem Liebhaber, auf den die sehr katholisch geprägte verheiratete Frau verzichten mußte und zugleich eine massive Schuldlast empfand. Das war ein Schmerz, der in den Körper gegangen war.

JFP: Das würden auch Analytiker so sehen.

STIERLIN: Ja, natürlich, durchaus, das würde auch ein Analytiker in einer guten Beziehung so sehen und entsprechend behandeln. Aber in diesem Fall umfaßte die Therapie, die sich über anderthalb Jahre hinzog, nur 6 Sitzungen. Dabei war die Analyse des Kontextes, in dem die Schmerzen kamen und verschwanden, besonders wichtig. Für

die langen Intervalle zwischen den Sitzungen gab ich der Klientin Haus- und Denkaufgaben, die darauf hinausliefen, ihr Optionen vorstellbar zu machen, die ihr einen Ausweg aus der Zwickmühlensituation weisen konnten. Ich kann mir vorstellen, daß sich ihre Zwickmühle durch eine Analyse hätte auflösen lassen können, aber das Beispiel zeigt, daß dies auch auf eine andere Weise geschehen kann.

JFP: Was ist denn aus Ihrer Sicht die Zukunft der Psychoanalyse?

STIERLIN: Ich glaube, die Analyse wird durch die anderen Therapien zunehmend unter Druck kommen. Unter anderem könnte der Druck von der Hypnotherapie ausgehen. Freud hat sich von der Hypnose abgesetzt, aber sie ist weiter im Kommen - und dies nicht zuletzt aufgrund der Arbeiten von Milton Erickson.

JFP: Ich habe von Ihnen Dinge gelesen, die mich auf die Idee bringen, daß für Sie das Innerpsychische nach wie vor interessant ist, das sieht man im Buch »In Liebe entzweit« oder in Ihren Arbeiten über das »Innere Team«.

STIERLIN: Das »Innere Parlament«

JFP: Ja, richtig, vom Inneren Parlament haben Sie gesprochen; da hab ich mir gedacht, so wie Sie das innere Parlament beschreiben, so kann auch ein Psychoanalytiker das Zusammenspiel von Es, Ich, Über-Ich beschreiben, oder auch die Dynamik von Konflikt und Abwehr. Geht Ihr Sprachspiel darüber hinaus?

STIERLIN: Darüber kann man natürlich streiten, aber ich glaube das Bild des Inneren Parlaments bringt mehr, zumindest für mich. Dies vor allem darum, weil dieses demokratische Modell uns immer fragen läßt: was ist die positive Botschaft des Symptoms?. Damit wird eine Wertschätzung des bisher Abgewehrten angeregt. Bei Freud z. B. ist das »Es« etwas, das es zu kontrollieren und zu bändigen gilt. Das Konzept des Inneren Parlaments legt dagegen weniger die Vorstellung einer inneren Hierarchie als die einer inneren Demokratie nahe.

JFP: Das habe ich noch nicht ganz verstanden

STIERLIN: Jede Botschaft aus dem Körper oder überhaupt aus unserer Innenwelt läßt sich einer Fraktion zugehörig verstehen, einer Fraktion, die bislang unterdrückt ist, die abgewehrt wird und die Aufgabe besteht nun darin, diese Fraktion so zum Reden zu bringen, daß sie sich mehr zur Geltung bringen kann..

JFP: Ist das jetzt wirklich ein so großer Unterschied: wenn ich z. B. als Analytikerin sage, wir gucken uns die Abwehr an, den Konflikt, ich sehe die Not und ich versuche, die Abwehr so zu organisieren, daß die Botschaft des Es gehört wird und andererseits: daß sie nicht gesellschaftsfeindlich ist?

STIERLIN: Ja, Ähnlichkeiten sind da, trotzdem meine ich aus der Erfahrung der letzten Jahre, daß es sehr sinnvoll ist, immer gleich zu fragen: was ist der positive Aspekt des Symptoms und daneben nicht nur die innerpsychische Dynamik zu beachten.

JFP: Wir würden gerne über die Aufgaben und Ziele der Psychotherapie in der Moderne sprechen: Brauchen wir, wenn es heutzutage in der Psychotherapie auch um Identitätsgewinnung geht, wie Sie ja geschrieben haben, nicht auch die eigene Biografie, das heißt, ob der Verzicht darauf nicht der Verzicht auf eine Ressource bedeutet. Ist nicht gerade in der heutigen Zeit die Biographie-Konstruktion wichtig, um mit den modernen Problemen fertig zu werden?

STIERLIN: Man könnte diese Frage vielleicht so formulieren: wie schaffe ich es in Zeiten eines sich immer schneller vorantreibenden Werte- und Bewußtseinswandels, eine Identität zu entwickeln und nun auch in einer Biographie zu verankern, die mir immer wieder Halt in Haltlosigkeit gibt? Die Arbeit an der Biographie ist nur ein Teil der sich hier zeigenden Aufgabe. Vergewegenwärtigen wie uns dazu, daß in der Moderne und Postmoderne gerade Jugendliche mit verschiedenen Werten und Einstellungen bombardiert werden. Wie sie dann das in

ihrer Biographie verarbeiten ist eine Frage, die mich selbst immer wieder beschäftigt hat. In diesem Zusammenhang darf ich eine Studie von Grossart-Maticcek (die er zusammen mit Stierlin veröffentlicht hat. Anm. der Red.) über Krebskranke und andere chronisch Kranke erwähnen, worin viele tausend Menschen befragt wurden. Die Ergebnisse zeigen neben vielem anderen, daß die Lebenserwartung offenbar mit der Stabilität des jeweils verinnerlichteten Wertsystems zu tun hat. Am längsten leben im statistischen Vergleich diejenigen, die eine religiöse Einstellung in dem Sinne haben, daß ihnen immer wieder ein spontaner Dialog mit Gott gelingt. Es handelt sich um Menschen, die sich begeistern können, ja ganze Begeisterungsgasmen erleben.

JFP: Das wäre also das »religiöse Gefühl«? Oder, psychoanalytisch ausgedrückt: Menschen, die etwas libidinös besetzen können?

STIERLIN: Ja, das klingt zwar nebulös, aber so könnte man es bezeichnen; ich habe in den letzten Jahren sehr darauf geachtet - Menschen mit einem guten Wertefundament kommen oft aus gut funktionierenden das heißt zusammenhaltenden und doch individuelle Entwicklung erlaubenden Familien. Das macht sie offenbar unangreifbar gegen Instabilisierungen. Ich bin auch die Familien in meinem Bekanntenkreis durchgegangen und habe auch dort Entsprechendes gefunden. Wichtig erscheint jeweils die Verankerung in einem Wertsystem, das alle wissen läßt, worauf es in der Beziehung ankommt. Daraus ergibt sich in der Therapie die Frage: wie weit kann eine Therapie ein solches Wertsystem vermitteln? Und man kann natürlich auch fragen: was ist hier die Rolle des Therapeuten: soll er eine Leitfigur sein, eine langfristige Betreuung anbieten? Vielleicht, aber das muß nicht 3 mal die Woche sein.

JFP: Der Beichtvater also? Der war ja auch ein lebenslanger Begleiter.

STIERLIN: Ja, solche Tendenz ist zweifellos beobachtbar, da ist was dran. Der Thera-

peut wird so etwas wie ein Stabilitätsanker. **JFP:** Ich habe den Eindruck, daß Sie bei dieser Wertvermittlung sehr auf die Familie bauen. In unserer Zeit aber ist die Familie ein recht instabiles Gebilde und ein Hort von Neurosen. Und es scheint mir sehr schwierig, Menschen Werte innerhalb eines Familiensystems zu vermitteln. Muß es die Familie sein? Es gibt ja eine Pluralität von Lebensformen.

STIERLIN: Ich sehe beide Seiten. Die Individualisierung bedeutet ja, daß zunehmend auf individuelle Bedürfnisse und Ziele hin maßgeschneiderte Lebensformen möglich sind, daß sich der Freiheitsraum dahin vergrößert. Das sehe ich positiv. Aber dem gegenüber steht das Bedürfnis nach Bindung und Verlässlichkeit.

JFP: Muß es das Familienmodell sein?

STIERLIN: Das muß es nicht sein, aber es bietet sich an. Sicher gibt es nicht wenige Beispiele dafür, daß Menschen auch unter katastrophalen Bedingungen aufwachsen und es trotzdem schaffen.

JFP: Gibt es nicht zum Beispiel gerade auch bei Singles etwas, was kompatibel ist mit der Familie - nämlich Freundschaften?

STIERLIN: Ganz bestimmt, aber ich bin gespannt auf das Ergebnis, wenn man die Single-Untersuchung weiterführt. Wie ist das im Alter? Die ganz alten Menschen werden eben doch vor allem von ihren Familienangehörigen versorgt, finden dort ihre Stütze.

JFP: Ja, das ist die Frage. Aber könnte es dann nicht ein Ziel der Psychotherapie sein, mehr auf die Entwicklung der Freundschaftsfähigkeiten zu achten? Soziale Netzwerke zu beachten, die Stützsysteme zu beachten, die dann eben auch alten Menschen zugute kommen?

STIERLIN: Ja, dem kann ich zustimmen. Das ist ganz wichtig. Freundschaften, die auf Wertschätzung beruhen sind häufig mehr wert als eine verklemmte Familie.

JFP: Wie hängt Ihr Interesse an Familiensystemen mit Ihrer Ursprungsfamilie, mit Ihrer persönlichen Biographie zusammen?

Auf den Zusammenhang von persönlicher Biographie und Berufsbiographie hin befragt, läßt Helm Stierlin zuerst einmal lieber seine Frau berichten, schaltet sich dann aber ein. Wir fassen hier seine Ausführungen zusammen:

Als das wichtigste Ereignis in seiner persönlichen Biografie sieht Helm Stierlin die Nazizeit und die nachfolgende Verarbeitung an. Ein jüngerer Bruder fiel in den allerletzten Kriegstagen. Sein Vater beging ebenfalls in den letzten Kriegstagen - kriegsbedingt - Selbstmord, was die Restfamilie (er hat noch einen Bruder) natürlich in große Turbulenzen stürzte. Seine Mutter war eine verhinderte Malerin. Sie konnte ihre Berufung erst erfüllen, als sie 40 Jahre alt war. Ihre einzige Möglichkeit, sich aus dem katholisch geprägten Münsterland zu befreien war, daß sie mit 19 Jahren heiratete. Nach der Zeit der Betreuung ihrer drei Kinder wurde sie dann eine anerkannte und erfolgreiche Malerin. (Helm Stierlin verschweigt im Interview seine eigenen künstlerischen Ambitionen.)

Er hatte selbst als Jugendlicher eine gespaltene Haltung zu seiner Nazisozialisation. Einerseits - aus einem deutsch-nationalen Milieu stammend - verachtete er die Hitlergegner als defätistisch; andererseits wurde er konfirmiert.

Helm Stierlin gibt als eine der überdauernden Fragen seines persönlichen und wissenschaftlichen Lebens die Frage an: »wie konnte ein Mensch wie Hitler so viel Macht gewinnen« und »wie kann man dies verhindern?« Das dauernde »In-Frage-Stellen«, das seine Karriere auszeichnet, hat ihm daheim gefehlt. Man war zwar nicht direkt nationalsozialistisch gesinnt, aber man hat eben keine Fragen gestellt. Erst in seiner Studienzeit, als er sich im ASTA politisch betätigte, wurde ihm die Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus zum Lebensthema.

Seither ist das Hinterfragen eine seiner wichtigsten Grundeinstellungen zum Leben und zur Wissenschaft.

JFP: Sie kommen also aus einer sehr früh durch den Krieg zerstörten Familie. Hat auch das zu tun mit Ihrem Interesse an Familienbanden?

STIERLIN: Ja, das spielt sicher eine Rolle.

JFP: Sie leben in einer langjährigen Ehebeziehung und haben zwei Töchter und seit neuestem auch ein Enkelkind. Ist die Familie auch privat ein wichtiger Anker für Sie?

STIERLIN: Ja, ich habe Glück gehabt. Ich war ja schon ein sehr alter »Knacker« als ich Satu kennen lernte, ein richtiger Junggeselle. Daher komme ich erst spät zu »Großvaterfreuden«. Aber das ist schon richtig: die Familie bedeutet mir viel.

JFP: Kehren wir zurück zu Ihrer Frage: »wie kann einer wie Hitler soviel Macht gewinnen?« In diesem Zusammenhang drängt sich die Frage auf: Wie stehen Sie zu Bert Hellinger, der ja die Familie über alles setzt, allerdings offenbar in einer streng hierarchisch-familialen Ordnung denkt?

STIERLIN: Da ist bei aller Anerkennung für die Anregungen, die ich Hellinger verdanke, vieles für mich nicht nachvollziehbar. So eine Art von Fundamentalphänomenologie, seine Vorstellungen von Ordnungen der Liebe, seine Haltung zur Abtreibung, das alles ist für mich nicht nachvollziehbar. Und ich habe Schwierigkeiten mit einer Sprache, in der von einer die Beziehungslandschaft durchwaltenden Seele die Rede ist - und dies obschon oder weil ich mir auch der Grenze einer sogenannten wissenschaftlichen Sprach- und Denkweise bewußt bin.

JFP: Könnte dieses Lebensthema der Machtgewinnung auch mit Ihrer Kritik an der Psychoanalyse zusammenhängen?

STIERLIN: Ja das könnte sein - obwohl ich unter dem Einfluß von Mitscherlich und von Schweizer Freunden wie Paul Parin und Harry Linke einmal ein begeisterter Psychoanalytiker war. Ich habe Mitscherlich sehr verehrt, seine unprofessorale Art war mir sehr sympathisch. Aber: für die Entwicklung von Autonomie ist auch das Erkennen von Abhängigkeiten wichtig.

JFP: Wir danken Ihnen für das Gespräch.